

Stephan Porombka

Nachwort

Aus:

Landpartie 08. Jahresanthologie des Studienganges Kreatives Schreiben und Kulturjournalismus, herausgegeben von Kathi Elisabeth Flau und Marius Hulpe. Hildesheim 2008, S. 116-119

1. Als Medium sieht das Buch mittlerweile ziemlich alt aus. Zwar wäre es völlig vermessen zu sagen, dass es mit ihm nun langsam aber sicher zuende geht. Aber der Alterungsprozess hat angesichts der Medienkonkurrenzen in den letzten zwanzig, dreißig Jahren derart an Geschwindigkeit zugenommen, dass man im Moment nur schlecht sagen kann, wie lang die Geschichte noch weitergeht und ob man sie noch in einem Buch lesen wird.

Über diese Alterungs- und Verfallserscheinungen des Buches hat man rund um die letzte Jahrhundertwende unendlich viel lamentiert. Im Mittelpunkt stand vor allem die Frage, ob es für das Individuum, für die Gesellschaft oder für die Kultur grundsätzlich gut und wichtig ist, mit Büchern nicht nur *vertraut zu sein*, sondern durch alle weiteren Medienentwicklungen hindurch mit Büchern *vertraut zu bleiben* – oder ob Individuum, Gesellschaft und Kultur nicht besser komplett auf neue Medien umschalten sollten, um den Bezug zur eigenen Gegenwart nicht preiszugeben.

Debatten dieser Art haben den Vorteil, dass man mit ihnen probeweise Epochen in Zehntausendmeilenstiefeln durchschreiten kann und es sich leisten darf, im Großen und Ganzen über *das Individuum, die Gesellschaft, die Kultur* und vor allem über *die Medien* zu reden. Allerdings haben Debatten dieser Art den schwerwiegenden Nachteil, dass sie für das, was im Detail gerade eben jetzt passiert, mit Blindheit geschlagen sind.

Diese Blindheit hat Folgen. Denn die Antworten auf die Frage, ob das Buch verschwindet und ob es Individuum und Abendland gleich mit verschwinden lässt, hat mit dem, was gegenwärtig im Medienfeld passiert, nicht viel zu tun. Und weil das so ist, ist es sehr wahrscheinlich, dass man in Debatten dieser Art nicht nur die gegenwärtigen Entwicklungen aus den Augen verliert, sondern auch im Hinblick auf zukünftige Entwicklungen eigentlich nur irren kann.



2. Friedrich Kittler – einer der wenigen, die vom Großen und Ganzen sprechen und zugleich die jeweilige Gegenwärtigkeit von Medienentwicklungen mikroskopisch genau erfassen können – hat dem Buch ebenfalls keine große Zukunft bescheinigt. Er vermutet, dass Technologien, „die die Schrift nicht bloß unterlaufen, sondern mitsamt dem sogenannten Menschen aufsaugen und davontragen, [...] ihre Beschreibung unmöglich machen.“ Doch im Moment des Verschwindens beobachtet Kittler etwas Eigenartiges: „Wie es dazu kam, was in keinem Buch mehr steht, ist für Bücher gerade noch aufzuschreiben. In ihrem Grenzbereich betrieben, werden auch veraltete Medien empfindlich genug, um die Zeichen und Indizien einer Lage zu registrieren. Dann entstehen, wie an der Schnittfläche von zwei optischen Medien auch, Raster und Moirés: Mythen, Wissenschaftsfiktionen, Orakel...“ (*Grammophon, Film, Typewriter*, Berlin 1986, S.3f)

Man sollte für einen Moment Kittlers düstere Bilder vom Ende und vom Untergang wegblenden. Dann kann man nämlich sehen, wie lebendig und produktiv die hier definierte Übergangsphase zwischen dem Alten und dem Neuen eigentlich ist. In dieser Phase, in diesem „Grenzbereich“,

wie Kittler es nennt, haben das Schreiben, die Schrift und das Buch noch einmal die Möglichkeit, ganz eng mit der Gegenwart zu korrespondieren. Und mehr noch: Da haben sie die Energie, jene Produktion von Rastern und Moirés, von Mythen, Fiktionen und Orakeln zu betreiben, die an den Schnittflächen entsteht, an denen sich Medienwechsel realisieren.

Diese Lebendigkeit und Produktivität im „Grenzbereich“ kann vielleicht das große Interesse erklären, das dem Schreiben *als Schreiben*, der Schrift *als Schrift* und dem Buch *als Buch* gewidmet wird, seit zuerst die elektronischen und dann die digitalen Medien die kulturelle Tektonik verschieben. Seither wird aus einem immer größer werdenden Abstand heraus sichtbar, was den Bewohnern der Gutenberg-Galaxis so eng auf den Leib und die Sinne geschnitten war, dass sie es vielleicht spüren, aber nicht wirklich sehen konnten.

Im Mittelpunkt dieser neuen Aufmerksamkeit für das Schreiben, die Schrift und das Buch steht nicht mehr das fertige Produkt. Es geht um die Programmierung von Individuen, Gesellschaften und Kulturen, die sich selbst schreibend und lesend beobachten. Gefragt wird nach der eigenartigen Dynamik von Schreibprozessen; nach den spezifischen Verfahren der Herstellung von Texten; nach dem Einfluss von Schreibechnologien und Aufschreibesystemen auf den Akt des Schreibens, des Lesens und Denkens; nach den individuellen, kulturellen und medialen Möglichkeiten und Bedingungen literarischer Produktivität; nach den Regeln von Kreativität, Innovation und Transformation im literarischen Feld.



3. Mit anderen Worten: Umgestellt wird von kanonischer Stabilität auf produktive Prozessualität. War in der Gutenberg-Galaxis der zentrale Bezugsraum philologischer Reflexion die *Bibliothek* als Ort der Aufbewahrung abgeschlossener Werke, so wird im Übergang zur Turing-Galaxis die *Werkstatt* zum Bezugsort der produktiven Reflexion erklärt. In der Werkstatt ist noch nichts abgeschlossen. Hier sind die Dinge im Fluss. Hier muss man Schritt für Schritt am konkreten Gegenstand über das eigene Machen und das Machen anderer nachdenken und aus diesem nachdenkenden Arbeiten und arbeitenden Nachdenken neue Versuchsanordnungen entwickeln.

So operiert man in den Werkstätten permanent in jenem von Friedrich Kittler markierten „Grenzbereich“. Hier wird durch die unmittelbare Auseinandersetzung mit dem Schreiben, der Schrift und dem Buch die Empfindlichkeit gesteigert, mit der man die Zeichen und Indizien der Gegenwart registrieren kann – und, so muss man hinzufügen: nicht nur registrieren, sondern auch produktiv bearbeiten kann.

Das aber heißt: In den Werkstätten ist vom Verschwinden und vom Untergang keine Rede. Hier trägt man nicht Trauer. Man gibt sich viel lieber der Lust am Machen und der Lust an der Beobachtung des Machens hin, um damit die Lust am Weitermachen zu steigern.

Es ist dieser Wechsel von der Trauer zur Lust (pointierter gesagt: der Wechsel vom Mäkeln zum Machen), der vor allem der so genannten *jungen* Literatur in den letzten Jahren so viel Aufmerksamkeit beschert hat. Weit

entfernt davon, ein kulturkonservativer Reflex oder ein Phänomen der Dekadenz zu sein, gilt diese Aufmerksamkeit einer Generation von Autoren, die technisch und biographisch in vollem Umfang dem kulturellen Wandel ausgesetzt und gerade deshalb gezwungen sind, auf experimentelle Weise produktiv zu sein. Wer im „Grenzbereich“ zu schreiben beginnt, kann sich eben auf nichts mehr wirklich so richtig verlassen und muss stattdessen alles ausprobieren, um zu sehen, wie es funktioniert, ob es überhaupt noch funktioniert, ob es nicht besser umfunktioniert oder sogar vollständig ersetzt werden muss.

Das macht die Offenheit, die Abenteuerlichkeit des Schreibens heute aus. Und genau das macht es so faszinierend, in die Werkstätten der Autoren, vor allem der jungen Autoren einzutreten und ihnen bei ihrer Arbeit an den Schnittstellen, beim Herstellen von immer neuen Rastern und Moirés, Mythen, Fiktionen und Orakeln zuzusehen. Man darf bei diesen Besuchen nur nicht erwarten, letzte Worte, fertige Texte und kanonische Werke zu sehen. Geschrieben werden hier Zwischenberichte. Es sind Snapshots, Momentaufnahmen, Ausschnitte aus viel länger dauernden, viel komplexeren, viel dynamischeren, das gesamte eigene Schreiben umfassenden Produktionsprozessen, die vor allem auf eins angelegt sind: dass sie weiter in Bewegung gehalten werden.



4. Das alles klingt abstrakt, ist aber ganz konkret gemeint. Die Werkstätten, von denen hier die Rede ist, existieren wirklich. Wer eine von ihnen besuchen will, sollte eine kleine Landpartie unternehmen. Man muss nach Hildesheim fahren, muss vom Bahnhof aus die Stadt von Norden nach Süden durchqueren, das Hauptgebäude der Universität links liegen lassen, um ganz am Ende, rechts hinter der Scharfen Ecke die Domäne Marienburg zu erreichen.

Gleich vorne, gegenüber der alten Steinscheune, steht das Pächterhaus. „Institut für deutsche Sprache und Literatur“ heißt es draußen auf dem Schild am Eingang, doch Vorsicht: Was hier gelehrt und gelernt wird, hat mit der traditionellen Germanistik oder der klassischen Lehrerausbildung für das Fach Deutsch nichts zu tun. Wer zu den zehn bis fünfzehn Studenten gehört, die einmal pro Jahr in den Studiengang *Kreatives Schreiben und Kulturjournalismus* aufgenommen werden, nimmt nämlich kein normales Studium, sondern die Arbeit in einer Werkstatt auf.

In dieser Werkstatt wird es in den nächsten Studienjahren vor allem um das eigene Schreiben gehen. Zugleich wird es darum gehen, dieses eigene Schreiben und das Schreiben anderer zu beobachten, zu besprechen, zu analysieren und im Hinblick auf die eigene Produktivität nutzbar zu machen. Es wird darum gehen, sich selbst in einem eigenen Schreibraum zu situieren und zugleich den historisch geprägten kulturellen Schreibraum zu vermessen, in den man gesetzt ist und dessen Horizont man nicht überschreiten kann.

Wer *Kreatives Schreiben und Kulturjournalismus* studiert, bleibt deshalb bei der eigenen Textarbeit nicht stehen. Nur zu schreiben reicht nicht aus. Man wird zugleich in die Geschichte und die Theorie der literarischen

Kreativität und Produktivität eingeführt; man lernt die Mechanismen des Literatur- und Kulturbetriebs kennen; man bettet das eigene Schreiben und das Schreiben anderer in kulturhistorische Kontexte ein und lernt, es kulturwissenschaftlich zu befragen. Man wird an anderen, kleineren Werkstätten teilnehmen, in denen die Praxis beobachtet, reflektiert, kontextualisiert und theoretisiert wird: Man wird gemeinsam mit anderen lernen, über eigene und fremde Texte zu sprechen; man wird lernen, sie auf ihre Gemachtheit und Machbarkeit und damit dann immer auch auf die Möglichkeit hin zu befragen, ob und wie sie besser gemacht sein könnten; man wird einen eigenen Verlag mit organisieren; man wird eine literarische oder kulturjournalistische Zeitschrift mit herausgeben; man wird Lesungen und Literaturfestivals organisieren; man wird Schreib- und Buchprojekte realisieren; man wird aber auch in Theater-, Musik- und Kunstprojekten mitarbeiten; man wird selbst dauernd Texte schreiben, Texte redigieren, lektorieren, edieren, publizieren und vermarkten; man wird Netzwerke knüpfen, Grüppchen, Gruppen, Gruppierungen, Fraktionen bilden, vielleicht ganze Bewegungen initiieren - und es wird überall und immer wieder um die Frage des Machens, des Gemachtseins und des Weitermachens gehen.

Und weil man sich in dieser Werkstatt nicht in medialen Krisengebieten, sondern auf Möglichkeitsfeldern bewegt und fortwährend in der Auseinandersetzung mit den kulturellen Gegebenheiten etwas Neues oder zumindest etwas Anderes in Gang setzt, hat man nur wenig Zeit und Lust, etwa das Verschwinden des Buches und das Ende der Gutenberg-Galaxis zu beklagen oder umgekehrt den Eintritt in die Turing-Galaxis als Befreiung vom alten medialen Ballast zu feiern. Debatten dieser Art wirken in dieser Werkstatt reichlich langweilig - es sei denn, sie lassen sich für die eigene Arbeit und für die Beobachtung der Arbeit anderer produktiv machen.

Wer in dieser Werkstatt arbeitet, der weiß, dass er sich in jenem Grenzbereich bewegt, an dem sich die kulturelle Tektonik durch den Einsatz neuer Medien tatsächlich so weit verschiebt, dass über kurz oder lang nichts mehr so sein wird, wie es einmal war. Aber das heißt dann: dass man mit dem Schreiben nicht aufhört, sondern im Gegenteil gerade eben jetzt mit dem Schreiben beginnt, um Raster und Moirés herzustellen, Mythen, Fiktionen und Orakel, Snapshots, Momentaufnahmen, Ausschnitte aus viel länger dauernden, viel komplexeren, viel dynamischeren, das gesamte eigene Schreiben umfassenden Produktionsprozessen, die vor allem auf eins angelegt sind: dass sie weiter in Bewegung gehalten werden.

Die *Landpartie 08* bietet davon gleich 31 Stück. Jedes Stück gibt einen kleinen Einblick in eine Werkstatt. Man kann sie in die eigene Werkstatt mitnehmen, aufs Machen und Gemachtsein hin befragen - und man kann dann von da aus weiter über das eigene Machen nachdenken. So, vielleicht nur so, kann man das Schreiben im „Grenzbereich“ betreiben, ohne dabei dauernd vom Ende des Alten zu reden. Stattdessen darf man laufend den Anfang von etwas Neuem feiern.